



© Michael Pfister/ZETOnline

Die Biologin und Journalistin **Dagny Lüdemann** ist Chefreporterin Wissen bei „ZEIT online“. Bis zum Jahr 2021 leitete sie zehn Jahre lang das Wissenschaftsressort und bildete Wissenschaftsredakteurinnen und -redakteure aus.

„Wir müssen Wissenschaft ehrlicher kommunizieren“

Frau Lüdemann, Sie haben bei „ZEIT online“ die Corona-Pandemie journalistisch vom ersten Tag an begleitet. Wie haben Sie diese Zeit erlebt?

Für mich fing mit dem Ausbruch die aufregendste, erfolgreichste und lehrreichste Zeit meiner Karriere an. Nie zuvor war meine Arbeit so gefragt. Auch der Letzte hatte nun verstanden: Wissenschaft ist nicht nur diese Ecke für Nerds, wo es um Raketentechnik, Gentherapien für seltene Krankheiten oder faszinierende Tiere geht. Sondern das, wovon das Leben von Millionen abhängt. Darin habe ich auch eine Chance gesehen.

Worin bestand diese Chance?

Diese Resonanz hat uns darin bestärkt, wie wichtig unser Job ist. Auf einmal fragten sich Menschen jenseits der kleinen Szene des Wissenschaftsjournalismus: Was macht eine Studie aussagekräftig? Was zeichnet einen guten Experten aus? Wir dachten: Jetzt ist der Moment, zu zeigen, was wir können. Allerdings habe ich da noch nicht geahnt, dass über alle Medien hinweg vieles schiefgehen würde.

Was lief denn schief?

Als die Seuche zu uns kam, wurde es chaotisch. Journalistinnen und Journalisten von Politik und Wirtschaft bis hin zu Kultur und Sport berichteten nun über COVID-19. Die Einschätzung zum Stand der Forschung, die Fachdebatte zu Teilaspekten einzelner Studien, der politische Streit darum, was kluge Maßnahmen wären, all das vermischte sich und steigerte sich zu einem lauten Rauschen, aus dem kaum ein Leser, kaum eine Zuschauerin noch Wichtiges aus Unwichtigem und gut Belegtes aus Unsinn herausfiltern konnte. Im Widerstreit der Meinungen wurden Fakten oft falsch wiedergegeben.

Was hatte das für Folgen?

Für das Publikum wirkte es, als sei die Wissenschaft grundsätzlich uneins und Erkenntnisse, die anfangs wie in Stein gemeißelt schienen, zerbröselten nun. Diese Stimmung schürte Ängste und Misstrauen und bot Raum für Verschwörungstheorien und Falschinformationen.

99

Wenn Menschen täglich Falschinformationen ausgesetzt sind, müssen wir für fundiertes Wissen sorgen

Während des ersten Lockdowns berichtete der überwiegende Teil der Medien durchaus wohlwollend über die Maßnahmen.

In Ermangelung anderer Quellen und weil sie selbst im Homeoffice festsäßen, verließen sich Redaktionen stark auf die Institutionen und meldeten, was von offizieller Seite empfohlen wurde. Teils auch aus der Sorge, Mitschuld am Tod von Menschen zu tragen, würde man nicht deutlich genug warnen. Als die Presse merkte, dass sie zu unkritisch wird, suchte sie bewusst nach Gegenstimmen. Damit erzeugte sie aber auch False Balance.

Wie entsteht dieses „falsche Gleichgewicht“?

Wenn eine Behauptung, die gut belegt ist, einer Mindermeinung so gegenübergestellt wird, als seien beide gleichwertig. Sowas passiert, wenn man zum Beispiel eine Medizinerin, die erklärt, warum Homöopathie nicht auf den Körper wirken kann, in einer Talkshow einem Homöopathen gegenüberstellt, der behauptet, Globuli würden Krankheiten heilen. Am Ende denken die Leute, für beide Ansichten gebe es zu gleichen Teilen gute Argumente von Wissenschaftlern. Homöopathie wirkt aber nun mal nicht mehr als ein Placebo. Das ist eine Tatsache – keine Frage der Meinung. Studien, die anderes behaupten, haben sich stets als unseriös herausgestellt. Auf ähnliche Weise bekamen in der Pandemie irrige Mindermeinungen genauso viel Raum wie das, was unter Forschenden unstrittig ist.

Das hat die Öffentlichkeit mehr verwirrt als ihr Orientierung geboten?

Auf jeden Fall. Die Cosmo-Studie, für die Menschen in Deutschland repräsentativ befragt wurden, und der Corona-Monitor des BfR belegen das. Es ist paradox: Je reichhaltiger das Wissen über das Virus wurde, desto schlechter fühlte sich die Bevölkerung informiert.

Welche Konsequenzen sollte man journalistisch aus der Pandemie ziehen?

Die Wissenschaftskommunikation muss noch ehrlicher werden, wenn es darum geht, was alles unbekannt und unsicher ist. Dies sollte immer transparent dazu gesagt

werden. Außerdem sollte sich der Wissenschaftsjournalismus nicht vor der politischen Deutung drücken. Traditionell verweist man gern auf Fakten. Nach dem Motto: Dieses ist bekannt, und für jenes brauchen wir Langzeitstudien, da werden wir erst in 200 Jahren Bescheid wissen. Aber die Menschen brauchen heute fundierten Rat.

„Bad news are good news“, sagt man über die Medien. Ist das der Grund dafür, dass düstere Prognosen die größte Aufmerksamkeit fanden?

Diese Pandemie war auch für Journalistinnen und Forschende unberechenbar. Ich denke, viele waren lieber übervorsichtig statt leichtfertig. Und alles, was bedrohlich erscheint, erzeugt viel Aufmerksamkeit und damit Quote. Wir haben aber auch die Erfahrung gemacht, dass es eine große Sehnsucht nach guten Nachrichten gibt.

Zu pessimistisch, zu optimistisch – gibt es einen Mittelweg?

Journalismus sollte konstruktiver sein, doch kritisch bleiben. Wir können die Welt nicht schöner schreiben, als sie ist. Wir sollten aber dorthin schauen, wo es Lösungen für Probleme gibt.

Was kann die Wissenschaft aus der Pandemie lernen?

Erst einmal: Wie wichtig sie für alle ist. Ich finde es faszinierend, dass Menschen, die normalerweise nicht so viel Berührung mit der Forschung haben, nun diskutieren, was belegt ist und was nicht. Forschende sollten sich mehr trauen, die Verantwortung für politische und gesellschaftliche Fragen mitzutragen, statt sich in ihre Welt zurückzuziehen.

Forscherinnen und Forscher in die Politik?

Wissenschaftliche Expertise muss in die Politik einfließen. Aber interdisziplinär. Ethische, psychologische, soziale und wirtschaftliche Fragen – all das muss in der Politik abgewogen werden. In der Pandemie wirkte es lange so, als gäbe es nur Virologen auf der einen und eine unwissenschaftliche Welt auf der anderen Seite. Wie lange machen wir Schulen zu? Wie viele Schwerkranke nehmen wir in Kauf? Alle Wissenschaften sollten hier mitdebattieren. Und sich klar darüber sein, dass Menschen stärker aus Emotionen heraus handeln als aufgrund von Fakten.

Traditionelle Medien sind keine Türsteher zur Welt der Information mehr. Das Internet hat dieses Tor für alle geöffnet. Wie reagieren Sie bei „ZEIT online“ darauf?

Mit Transparenz, Offenheit und dem Mut zur Wiederholung. In der Pandemie habe ich ständig Déjà-vus: Lüften ist wichtiger als Hände desinfizieren. Impfungen helfen. Wie oft noch? Ich würde sagen: So lange, bis es angekommen ist. Wenn Menschen täglich Falschinformationen ausgesetzt sind, müssen wir dafür sorgen, dass sie auch jeden Tag fundiertes Wissen finden: als Infografiken, Analysen oder als Videos auf TikTok. ■